Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 79 (1970)
Heft: 8

Artikel: Vaterbild und Vaterwort im Wandel der Zeit
Autor: Stucki, Helene
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974999

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vaterbild und Vaterwort im Wandel der Zeit

Dr. Helene Stucki

In seinem Stanserbrief, dem Erlebnisbericht über seine Erziehertätigkeit an Waisenkindern des im Jahre 1798 vom Krieg verwüsteten Nidwalden, spricht Pestalozzi vom Mutterauge, das über dem Kinde wache und von der Vaterkraft, die es emporzuziehen habe. Vom Mutterauge, von der Mutterliebe, die sich zum Kinde herunterbeugt, ist in Geschichte und Literatur häufig die Rede, von der väterlichen Kraft und ihrer erzieherischen Wirkung spricht man seltener.

Heute aber scheint die Welt geradezu in einer Vaterkrise zu stecken. «Der Vater hat keine Zeit» ist zum Schlagwort geworden. Schon hat man den Ausdruck von der vaterlosen Gesellschaft geprägt. Das Vaterbild ist verdunkelt, das Vaterwort in gewissem Sinne entwertet. Und doch hat das Kind, hat der heranwachsende Mensch beides nötig: ein Vaterbild, zu dem es aufschauen kann, von dem eine Kraft ausgeht, die zur Nachahmung aufruft, und das Vaterwort, das im wichtigen Augenblick eine Entscheidung trifft und den Menschen richtunggebend begleitet, vielleicht ein Leben lang.

Wir möchten an einigen Ausschnitten zeigen, wie Vaterbild und Vaterwort sich schon in frühen Zeiten auswirkten, welche Wandlung sie im Laufe der Jahrhunderte erfuhren. Wir entnehmen den Stoff verschiedenen Autobiographien, wir lassen nach Möglichkeit den Schriftsteller selber erzählen, wie er zu seinem Vater stand und was dieser ihm bedeutete.

Die erste Lebensbeschreibung stammt aus der Reformationszeit, der grossen Zeitwende, die, wie der Literarhistoriker Adolf Muschg sagt, auch auf Schweizer Boden Gestalten von mächtiger Schlagkraft hervorgebracht hat. Er bezeichnet das Selbstbildnis *Thomas Platters* als eines der schönsten und bedeutungsvollsten Dokumente und freut sich, dass auch dessen Sohn Felix als Greis sein Leben erzählt und dabei aus tiefer Kindesliebe den Vater noch einmal zeichnet. Thomas Platter schildert seine grausam harte Kindheit im Walliser Dörflein Grächen, seine Vagantenjahre als wandernder Schüler bis zur Begegnung mit Zwingli in Zürich, dann seinen Aufstieg in Basel, wo er vierzig Jahre lang Rektor des Gymnasiums und eine Leuchte der Wissenschaft war. Die Gefahren und Entbehrungen seiner Jugend sind mit Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit dargestellt und fesseln uns noch heute. In der Erfüllung seines Lebens sieht er den Lohn für sein Gottvertrauen, das gibt ihm den sichern Halt in der Erziehung seines Sohnes, zu dessen Belehrung er die Feder führt.

Er widmet sein Buch dem Sohn mit folgenden Worten: «Dieweil du, lieber Sohn Felix, nun etliche Male von mir begehrt hast — desgleichen auch andre berühmte und gelehrte Männer, die vor manchen Jahren in ihrer Jugend meine Schüler gewesen sind —, ich solle von Jugend auf mein Leben beschreiben; denn du, wie auch sie, ihr habt manchmal von mir gehört, in wie grosser Armut von Mutterleib an, danach in wieviel grossen Gefährden ich oft gewesen bin Leibs und Lebens, erstlich als ich gedient habe in den grausamen Gebirgen, danach als ich den Schulen in meiner Jugend bin nachgezogen, auch wie ich in die Ehe bin kommen und mich mit grosser Sorge, Müh und Arbeit mit den Meinen ernährt habe. Da denn solches vornehmlich dir zu Gutem geraten mag, auf dass du trachtest, wie Gott mich manchmal so wunderbarlich erhalten, und du dem Herrn im Himmel drum dankest, dass er dich, von mir geboren, so wohl beschenkt und behütet, dass du nicht so hast müssen Armut leiden, so kann ich dir das nicht abschlagen, sondern will, soweit es mir möglich des Gedächtnisses halber, alles anzeigen, wie und von wem ich geboren und erzogen sei worden.»

Der Wunsch, Vaterbild und Vaterwort im Sohne lebendig zu erhalten, mag um so stärker gewesen sein, da Thomas Platter selbst ohne diese erzieherische Hilfe aufwachsen musste. Er schreibt: «Mir starb auch mein Vater so zeitig, dass ich mich nicht kann erinnern, dass ich ihn je gesehen habe. Denn wie es im Land der Brauch ist, dass fast alle Weiber weben wie auch nähen können, gehen die Männer vor dem Winter aus dem Land, meist ins Berner Biet, Wolle zu kaufen, die spinnen dann die Weiber und machen Landtuch draus zu Röcken und Hosen dem Bauersvolk. Also war mein Vater auch nach Thun im Berner Biet gegangen, Wolle zu kaufen, da stiess ihm die Pestilenz an; er starb und ward zu Steffisburg (ist ein Dorf bei Thun) begraben.»

Das ist das einzige, was wir von Platters Vater hören. Aber wir vernehmen, was sein Sohn ihm bedeutet hat und wie es sein innerstes Anliegen war, seinem Felix den Weg ins Leben zu ebnen, ihn mit derjenigen Fürsorge zu umgeben, die er selber hat entbehren müssen.

Die Beziehungen zum Vater waren nicht immer ideal. So erzählt er: «Mein Vater hätte mich gern befördert, dass ich bald weit voran rückte in der Schule, er tat mich bald in die vierte Lektion, dass ich näher bei ihm wäre, und ich sass zu allernächst an seiner cathedra. Er fragte mich einst, was das x purum wäre, und als ichs nicht konnte sagen, schlägt er mit einer langen Rute vom Katheter herab über mich, im Glauben mich über den Rücken zu schlagen. Als ich in dem Augenblick aufblicke, trifft er mich in das Angesicht, dass es voller Schmarren ward, und gingen etliche Striche über die Augen, dass wenig gefehlt hätte, so wäre ich an den Augen verletzt worden.»

Es zeigt sich also, dass schon damals der väterliche Ehrgeiz zu Fehlhandlungen in der Erziehung führte. Von brutalen Körperstrafen ist in diesen Lebensbeschreibungen häufig die Rede. Und es ist wohl nicht ganz abwegig, wenn der Psychiater Jung in seiner Schrift «Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen» auf die Gefahren hinweist, die ein allmächtiger und brutaler Vater für die Entwicklung eines Kindes bringen kann. Felix Platters gesunde Art hat solche Eingriffe überwunden. Die Stellen in seinen Erinnerungen sind zahlreich, wo er des Vaters in Dankbarkeit gedenkt. Dem Vater ist alles daran gelegen, dass der Sohn Arzt werde:

«Ich weiss auch wohl, dass damals mein Vater zu Herrn Paul Höchstetter, der bei uns wohnte, gesagt hat: Der Bub wird ein Arzt werden, und will vielleicht Gott, da ich nicht dahin habe kommen können, dass er dahin komme und es sein Beruf sei. Dies alles gefiel mir gar wohl, aber letztlich erschrak ich auch etwas, als ich anfing zu merken, was für Unlust auch ein Arzt müsse sehen, und mein Vater mir darauf deutete, als ich meiner Mutter, die sich in einer Krankheit anfing zu brechen, den Kopf zu halten etwas scheute, da er denn sprach: willst du ein Arzt werden, darfst du dich weder vor dem noch vor andrer Unlust scheuen!»

So schickt er den Sohn nach Montpellier an die Universität. Felix berichtet: «Am Sonntag, dem 9. Oktober, band mir mein Vater zwei Hemden und ein paar Fazinettlein in ein gewachstes Tuch zum Mitnehmen, gab mir auf die Reise vier Kronen in Gold, die nähte er mir in das Wams, und bei drei Kronen in Münze mit Vermelden, er hätte das Geld entlehnt wie auch das, so er um das Ross gegeben, und schenkte mir zur Letzte einen Wallistaler Matthiae Schinners Cardinalis; den brachte ich nach Jahren wieder heim. Meine Mutter gab mir eine Krone, und mein Vater sprach mir ernstlich zu, ich sollte mich nicht darauf verlassen, dass ich das einzige Kind; er wäre viel schuldig, doch sei wohl Besitz im selben Wert da. Ich sollte redlich studieren, mich mit meiner Kunst zu verhalten und fleissig bei dem Catalano anhalten, dass ich ein Tauschquartier bekomme; er wolle mich sonst nicht ziehen lassen.»

Nachdem der Sohn sich in Basel als Arzt niedergelassen und eine eigene Familie gegründet hatte, machte er mit dem Vater zusammen — es war im Jahr 1562 — eine Reise ins Wallis, in die Heimat des Vaters.

«Mein Vater wollte mich in seine Heimat führen, so liessen wir denn sie beide recht baden und gingen wieder vor gen Leuk. Ich war hübsch rot gekleidet, hatte ein rotes Atlaswams, rote Hosen und einen samtenen Hut von ungeschorenem Sammet. Wir zogen am Rhodan das Land hinauf und kamen gen Visp, das ist ein hübscher Flecken. Wir blieben daselbst über Nacht; da kamen etliche Platter, so im Flecken wohnten, zu uns in die Herberge und leisteten uns Gesellschaft. Am Morgen früh zogen wir nach hinten in das Tal, daraus das Wasser Visp herausfliesst. Von da kamen wir gen Sassen, das ist ein besonderes Tal, wir aber schlugen den Weg zur rechten Hand in das andre Tal ein, das war ein so schmaler Pfad, dass ich meistens mit der einen Hand mich am Berg hielt und auf der andern Seite in eine grimme Tiefe hinabsah. Da zeigte mir mein Vater den Ort, an welchem er seinen Grossvater, den alten Hans Summermatter gefragt hatte, ob er nicht begehre zu sterben und er geantwortet: Ja, wenn ich wüsste, dass mir dort gekocht wäre! Da fing der Weg an gar jäh zu werden durch Lärchenbäume hinauf gegen den grimmen Berg am Grenchen. Wir kamen auf eine ebene hübsche Matte, wo grausame Nadelwälder sind und viel Bären darin wohnen.»

Wenn man Vater und Sohn auf dieser Wanderung begleitet, die hinaufführt bis ins Dorf Grächen, wo der Vater dem Sohn sein Geburtshaus auf der Platte zeigt, die dem Geschlecht den Namen gegeben hat, ihn mit den alten Verwandten aus der Jugendzeit bekannt macht, da überspringt der Geist plötzlich Jahrhunderte, und das Bild taucht auf, das Gottfried Keller im «Grünen Heinrich» geprägt hat, das Bild von der goldenen Lebensschnur, die der Vater in des Sohnes Hände legt, damit er sie mit Ehren an die dunkle Zukunft knüpfe.

Zwei Jahrhunderte später treffen wir in der schweizerischen Literatur wiederum auf eine Lebensgeschichte, die den Vergleich mit Platter lohnt und aufschlussreiche Erkenntnisse zum Thema Vaterbild bietet.

Es ist die Autobiographie *Ulrich Bräkers,* Näbis Ueli genannt, des armen Mannes im Tockenburg. Wie Thomas Platter ein armer Bergbub, der fast ohne Unterricht aufwächst — er berichtet, dass er während sechs Jahren je etwa zehn Wochen zur Schule gegangen sei —, der frühzeitig in die Welt hinausgestossen wird, sich als Soldat in die Armee Friedrichs des Grossen verirrt, als Deserteur wieder in die Heimat kommt und dort ein äusserlich sehr bescheidenes Dasein fristet. Er erzählt mit der gleichen Unmittelbarkeit wie Platter, es fehlt ihm aber der geistige Auftrieb, der seinen Walliser Kameraden in angesehene Stellung führte.

Bei der Niederschrift seiner Lebensgeschichte leiteten ihn ähnliche Gedanken, wie wir sie von Thomas Platter kennen. «Obschon ich die Vorreden sonst hasse, muss ich doch ein Wörtchen zum voraus sagen, ehe ich diese Blätter, weiss noch selbst nicht mit was vor Zeug, überschmiere. Was mich dazu bewogen? Eitelkeit? — Freilich! — Einmal ist die Schreibsucht da. Ich möchte aus meinen Papieren, von

denen ich viele mit Ekel ansehe, einen Auszug machen. Ich möchte meine Lebenstage durchwandern und das Merkwürdigste in dieser Erzählung aufbehalten. Ist's Hochmut, Eigenliebe? Freilich! Und doch müsst' ich mich sehr misskennen, wenn ich nicht auch andere Gründe hätte. Erstlich das Lob meines guten Gottes, meines liebreichen Schöpfers, meines besten Vaters, dessen Kind und Geschöpf ich ebensowohl bin als Salomon und Alexander. Zweitens meiner Kinder wegen. Ich hätte schon oft, weiss nicht was, darum gegeben, wenn ich so eine Historie meines seligen Vaters, eine Geschichte seines Herzens und seines Lebens gehabt hätte. Nun, vielleicht kann's meinen Kindern auch so gehen, und dieses Büchlein ihnen so viel nützen, als wenn ich die wenige daran verwandte Zeit mit meiner gewohnten Arbeit zugebracht hätte.»

Auch er möchte, im Sinne Gottfried Kellers, die goldene Lebensschnur weitergeben, auch er hat das Bedürfnis, der Welt ein Vaterbild entgegenzutragen. Im Gegensatz zum Verfasser des «Grünen Heinrich» weiss er kein «Lob des Herkommens» zu singen; wenigstens nicht, was materielle Lebensgüter betrifft.

«Ihr seht also, meine Kinder! dass wir Ursache haben, ahnenstolz zu sein. Alle unsere Freunde und Blutsverwandte sind unbemittelte Leute, und von allen unsern Vorfahren habe ich nie nichts anders gehört. Fast von keinem, der das geringste Aemtli bekleidete. Meines Grossvaters Bruder war Mesmer zu Kapel und sein Sohn Stipendipfleger. Das ist's alles aus der ganzen weitläufigen Verwandtschaft. Da können wir ja wohl vor dem Hochmut gesichert sein, der so viele arme Narren anwandelt, wenn sie reiche und angesehene Vettern haben, obgleich ihnen diese keinen Pfifferling geben. Nein, von uns B. quält, gottlob! diese Sucht, soviel ich weiss, keinen einzigen; und ihr seht, meine Kinder! dass sie auch mich nicht plagt, sonst hätt' ich wenigstens unserm Stammbaum genauer nachgeforscht. Ich weiss, dass mein Grossvater und desselben Vater arme Leute waren, die sich kümmerlich nähren mussten; dass mein Vater keinen Pfennig erbte; dass ihn die Not sein Leben lang drückte und er nicht selten über seinen kleinen Schuldenlasten seufzte. Aber deswegen schäm ich mich meiner Eltern und Voreltern bei weitem nicht. Vielmehr bin ich noch eher ein bischen stolz auf sie. Denn ihrer Armut ungeachtet, hab ich von keinem Dieb oder sonst einem Verbrecher, den die Justiz hätte strafen müssen, von keinem Lasterbuben, Schwelger, Flucher, Verleumder und so fort unter ihnen gehört; von keinem, den man nicht als einen braven Biedermann musste gelten lassen; der sich nicht ehrlich und redlich in der Welt nährte; von keinem, der betteln ging. Dagegen kannt' ich wirklich recht manchen wackern, frommen Mann mit zartem Gewissen. Das ist's allein, worauf ich stolz bin, und wünsche, dass auch ihr stolz darauf werdet, meine Kinder! dass wir diesen Ruhm nicht besudeln, sondern denselben fortzupflanzen suchen. Und eben das möcht ich eucht recht oft zu Gemüte führen in dieser meiner Lebensgeschichte.»

Wie steht er zu seinem Vater?

«Mein Geburtstag (22. Dezember 1735). Für mich ein wichtiger Tag. Ich sei ein bisschen zu früh auf der Welt erschienen, sagte man mir. Meine Eltern mussten sich dafür verantworten. — Mag sein, dass ich mich schon im Mutterleibe nach dem Tageslicht gesehnt habe — und dies Nachdem-Licht-Sehnen geht mir wohl all meine Tage nach! Daneben war ich die erste Kraft meines Vaters — und Dank sei ihm unter der Erde von mir auch dafür gesagt! Er war ein hitziger Mann, voll warmen Blutes. O ich habe schon tausendmal darüber nachgedacht und mir bisweilen einen andern Ursprung gewünscht, wenn flammende Leidenschaften in meinem Busen tobten und ich den heftigsten Kampf mit ihnen bestehen musste. Aber sobald Sturm und Wetter vorbei war, dankt' ich ihm doch wieder, dass er mir sein feuriges Temperament mitgeteilt hat, womit ich unzählige schuldlose Freuden lebhafter als so viele andere Leute geniessen kann. Genug, an diesem 22. Dezember kam ich ans Tageslicht. Mein Vater sagte mir oft, er habe sich gar nicht über mich gefreut, ich sei ein armes elendes Geschöpf gewesen, nichts als kleine Beinerchen, mit einem verschrumpften Häutchen überzogen; und doch hätt' ich Tag und Nacht ein grässliches Zetergeschrei erhoben, das man bis ins Holz hören konnte, und so fort. Er hat mich oft recht bös damit gemacht. Dachte: Ha, ich werd's auch gemacht haben wie andre neugeborene Kinder!»

Bemerkenswert ist der Rat des armen Mannes an junge Väter.

«Diese Torheit begehen viele neuangehende Väter, und fordern nämlich von ihren ersten Kindern aus pur lauter Liebe, dass sie eine ebenso zärtliche Neigung gegen sie wie gegen ihre Mütter zeigen sollten. Und so hab ich auch bei mir und viel andern Vätern wahrgenommen, dass sie ihre Erstgeborenen unter einer ungereimt scharfen Zucht halten, die dann bis zu den letzten Kindern nach und nach völlig erkaltet.»

Der Vater hält den Sohn zur Arbeit an:

«Denn nun hiess es: Eingespannt in den Karrn mit dem Buben, ins Joch — er ist gross genug! — Wirklich tummelte mich mein Vater meisterlich herum; in Holz und Feld sollt' ich ihm statt eines vollkommenen Knechtes dienen. Die mehrern Mal' überlud er mich; ich hatte die Kräfte noch nicht, die er mir nach meiner Grösse zutraute, und

doch wollt' ich dann stark sein und keine schwere Bürde liegen lassen.»

Der Vater pfeift durch die Finger, wenn der Sohn sich dem Spiel allzu freudig ergibt, sich im Schnee wälzt oder auf einer Scherbe den Abhang hinunterrutscht. Wie beglückt ihn aber des Vaters Lob, wenn er abends seine Geissenherde heil von der Weide herunterbringt!

«Welch Vergnügen dann am Abend, meiner Herde auf meinem Horn zur Heimreise zu blasen! zuzuschauen, wie sie alle mit runden Bäuchen und vollen Eutern dastunden, und zu hören, wie munter sie sich heimblökten. Wie stolz war ich dann, wann mich der Vater lobte, dass ich so gut gehütet habe! Nun ging's an ein Melken, bei gutem Wetter unter freiem Himmel. Da wollte jede zuerst über dem Eimer von der drückenden Last ihrer Milch los sein und beleckte dankbar ihren Befreier.»

Mit Strafen allerdings wird nicht gespart:

«Ferner prügelte mich der Vater nicht selten, wenn ich nicht hütete, wo er mir befohlen hatte, und nur hinfuhr, wo ich gern sein mochte, und die Geissen dann nicht das rechte Bauchmass heimbrachten oder er sonst ein loses Stücklein von mir erfuhr.»

Arbeit, Lob und Strafe waren schon damals wichtige Erziehungsmittel. Der Vater verkörpert aber auch das Gesetz, die strenge Rechtlichkeit. Wie der Bub sich etwas aneignet, das ihm nicht gehört, Geld heimbringt, das nicht auf rechtmässige Weise erworben wurde, kennt des Vaters Entrüstung keine Grenzen.

Rührend ist das Bemühen des Vaters, seinem Buben, der im Unterweisungsjahr sich stark mit religiösen Fragen abmüht, Verständnis entgegenzubringen.

«Oft erzählt' ich meinem Vater ganze Stunden lang, was er mit mir geredet hatte, und meinte dann, er sollte davon so gerührt werden wie ich. Bisweilen tat er mir zu Gefallen wirklich dergleichen; aber ich merkte wohl, dass es ihm nicht recht zu Herzen ging. Doch sah ich auch, dass er überhaupt Wohlgefallen an meinen Empfindungen und an meiner Aufmerksamkeit hatte.»

Das Kapitel Unterweisung schliesst mit den beherzigenswerten Worten:

«O wie gut wär's für Eltern und Kinder, wenn sie mehr und soviel immer möglich beisammen wären.»

Für die Berufswahl ist folgendes Gespräch zwischen Vater und Sohn aufschlussreich:

«Unsre Haushaltung ist überladen — ich habe kein Vermögen — keins von euch kann noch sicher sein Brot gewinnen — du bist das Aelteste. Was willst du nun anfangen? In der Stube hocken und mit der Baumwolle hantieren, seh ich wohl, magst du nicht. Du wirst müssen tagmen.» «Was du willst, mein Vater!» antwortet' ich, «nur ja nicht ofenbruten!»

Ueli wird Taglöhner, später Salpetersieder, verliebt sich in das hübsche Anneli, was dem Vater gar nicht in den Kram passt. Der zwanzigjährige Sohn lässt sich — völlig unzeitgemäss — das Mädchen verleiden und sagt zum Vater:

«Ich will nicht mehr zur Anne gehen, ich versprich dir's.»

«Das wird mich freuen», sprach er, «und dich nicht gereuen. Uli, ich mein's gewiss gut mit dir. — Sei doch nicht so wohlfeil! — Du bist noch jung und kömmst noch alleweil früh genug zum Schick. — Unterdessen geht's dir sicher mehr auf als ab. — So eine gibt's noch, wann der Markt vorbei ist. — Führ dich brav auf, bet und arbeite und bleib fein bei Haus, dann gibts ein rechter Kerl, ein Mann ins Feld, und ich wette, bekommst mit der Zeit ein braves Bauernmädle. Indessen will ich immer für dich sorgen», und so fort und fort.

Am 27. Herbstmonat des Jahres 1755 nimmt Näbis Ueli, von einem Kameraden angestachelt, Abschied von der Heimat und zieht in die Welt hinaus. Bild und Wort des Vaters treten uns noch einmal deutlich vor Augen und Ohren in der Predigt, mit der er den Sohn entlässt:

«Uli!» sprach er zu mir, «du gehst fort, Uli! Ich weiss nicht wohin, und du weisst's ebensowenig. Aber Laurenz ist ein gereister Mann, und ich trau ihm die Redlichkeit zu, er werd' irgendwo ein gutes Nest kennen, wo er dich absetzen kann. Du von deiner Seite halt dich nur redlich und brav, so wird's, will's Gott!, nicht übel fehlen. Jetzt bist du noch wie ein ungebackenes Brötlein; gib Achtung und lass dich weisen, du bist gelehrig.»

Als einige Zeit später das Gerücht in die Heimat kommt, man hätte den Ueli aufs Meer verkauft und wolle ihn zum Galeerensklaven machen, da reist der Vater nach Schaffhausen, um sich nach Grund oder Ungrund dieser Märe zu erkundigen. Uli erzählt:

«Also an einem Abend, welche Freude für uns beide, als mein innigstgeliebter Vater so ganz unerwartet, dass ich meinen Augen kaum trauen durfte, in meine Kammer trat, er mir erzählte, was ihn hergeführt, und ich ihm, wie glücklich ich sei, meinen Kasten zeigte, die scharmanten Kleider darin, alles Stück vor Stück bis auf die Hemderknöpflein, dann ihn meinem guten Herrn vorstellte, der ihn freundlich bewillkommte und bestens zu traktieren befahl, und so fort und fort.»

Wie es aber mit dem Geldverdienen beim Salpetersieden nicht vorwärts gehen will, schreibt der Sohn in seiner Lebensgeschichte:

«Der ehrliche Kreuztrager hatte eben sonst immer mehr auszugeben als einzunehmen, und Kummer und Sorgen

machten ihn lange vor der Zeit grau. Denn, die Wahrheit zu sagen: Keins von allen seinen zehn Kindern wollte ihm recht ans Rad stehn. Jedes sah vor sich, und doch mochte keines was vor sich bringen. Die einten waren zu jung. Von den zwei Brüdern, die nächst auf mich folgten, gab sich der ältere mit Baumwoll-Kämmen ab und zahlte dem Aetti das Tischgeld; der andere half ihm zwar in der Pulvermühle. Ueberhaupt aber liess der liebe Mann jedes sozusagen machen, was es wollte, erteilte uns viel guter Lehren und Ermahnungen und las uns aus gottseligen Büchern allerlei vor; aber dabei liess er's dann bewenden.»

Zum Bild des Vaters, wenn es richtungweisend sein soll, gehört, bei aller Herzensgüte, der Durchsetzungswille, wie er zum Beispiel Thomas Platter eigen war. Der durch einen Unfall herbeigeführte verfrühte Tod des Vaters bedeutet für Ueli und die ganze Familie einen schweren Schlag.

Aber auch dem Sohn fehlt die Kraft — es ist wohl väterliches Erbteil und Beispiel zugleich —, sein Leben mit fester Hand zu gestalten. In einer Nacht, da die Verschuldung, das Bewusstsein unerledigter Pflichten ihn fast zur Verzweiflung treibt, beschwört er noch einmal den toten Vater:

«Auch dein Leben, du guter Mann», dacht' ich, «ging so wie das meine unter lauter Kummer und Sorgen hin, die ich, ach! dir nicht wenig vergrösserte, da ich so wenig Anteil an deiner Last genommen. — Vielleicht ruht gar dein geheimer Fluch auf mir?»

Es gibt wenig Lebensbeschreibungen aus älterer und neuer Zeit, aus denen uns das Vaterbild so deutlich entgegentritt, zeitgebunden selbstverständlich, aber doch Werte und Unwerte klar herausarbeitend. Sicher: Ulis Vater hat das gefehlt, was Goethe als des Lebens ernstes Führen preist. Er hat aber dank seiner Güte und Nachsicht auch nichts verdorben, nichts verbogen an seinem Buben. Er hat nichts getan, um mit dem Psychiater zu sprechen, was zu Komplexen, einer seelischen Verformung, einer Neurose hätte führen können.

Fortsetzung folgt

Im Dienst des Roten Kreuzes

Schweizer in Lazaretten der Ostfront 1941/42

Unter dem Titel «Im Dienst des Roten Kreuzes» veröffentlicht Ernst Gerber sein Tagebuch, das er als Teilnehmer an der ersten Ostfrontmission geführt hat *. Er war als Krankenpfleger zuerst mit einem Teil der Equipe in Juchnow, dann bei einer anderen Gruppe in Roslawl eingesetzt. Auf den jungen Sanitätsgefreiten und Berufskrankenpfleger, der als Operationsgehilfe ausgebildet worden war, musste natürlich die Gelegenheit verlockend wirken, in einem Frontlazarett seine Kenntnisse und Fähigkeiten anwenden und fortbilden zu können, weshalb es denn auch weniger die Abenteuerlust als eben diese beruflichen sowie humanitäre Beweggründe waren, die Ernst Gerber an die Ostfront führten; er war übrigens etwas später auch bei der dritten Aerztemission dabei. In dem ganzen Tagebuch spürt man das berufliche Interesse an der gestellten Aufgabe, und es ist interessant, die kriegschirurgische Arbeit der Mission aus einem anderen Blickwinkel als demjenigen des Arztes kennenzulernen. Improvisationstalent und die Bereitschaft, im vollen Bewusstsein der Verantwortung auch Aufgaben auszuführen, die im friedlichen Betrieb eines Zivilspitals niemals dem Pflegepersonal zustehen, werden im Kriegseinsatz vom nichtärztlichen Mitarbeiter in erster Linie gefordert. Erst die Praxis zeigt, wieweit der einzelne menschlich und fachlich den an ihn gestellten Ansprüchen gewachsen ist. Diese Bewährungsprobe war jedenfalls im Einsatz weit vorne an der Front zu bestehen.

Im Vordergrund des Berichtes stehen die Arbeit im Lazarett, die medizinische Tätigkeit, die eindrücklichen Leistungen der Schweizer Equipe und die Strapazen und Gefahren, denen sie ausgesetzt war. Daneben erhält man einen kleinen Einblick in die zwischenmenschlichen Probleme, die das enge Zusammenleben und die Zusammenarbeit einer doch stark zusammengewürfelten Gruppe von Menschen verschiedener Herkunft, Ausbildung, Einstellung zur Aufgabe und anderer Unterschiede mehr mit sich bringen. Auch der Kontakt mit deutschen Offizieren und Soldaten, mit russischen Kriegsgefangenen und mit der Zivilbevölkerung hinterliessen vielfache und bleibende Eindrücke.

Das Buch ist mit zahlreichen Originalaufnahmen versehen. Dass die Sprache sich dem Soldatenstil anpasst, mag man einem Tagebuch zugute halten. Jedenfalls wird dem Leser deutlich bewusst, dass der Krieg für den, der ihn am eigenen Leib erlebt oder doch in seinen unmittelbaren Auswirkungen zu sehen bekommt, eine scheussliche Sache ist. Mit seinen realistischen Darstellungen gelingt es dem Verfasser ausgezeichnet, auch nach nahezu dreissig Jahren den Leser an dieser Grunderfahrung teilhaben zu lassen.

R. L.

* *Erschienen im Verlag Eugen Haag, Luzern, 1970.*